

Montag, 31. August 2020

In meinem Kiez planen wir einen besonderen Abend. Wir - das sind Leute aus den muslimischen Gemeinden hier, aus der kleinen jüdischen Synagoge und aus den katholischen und evangelischen Kirchen der Nachbarschaft. Wir planen wie jedes Jahr eine „Interreligiösen Lesung aus den Heiligen Schriften“. Im September ist es soweit: Wir werden einander aus unseren Glaubenstexten vorlesen. In der jeweiligen Muttersprache: Hebräisch, Arabisch, Türkisch und Deutsch. Wir werden nicht über die Texte reden – sie reden zu uns.

Bewegend im Vorfeld ist schon der Weg: wie wir gemeinsam auf die Suche gehen nach einem Thema, das für uns in der Luft liegt. Heike hat diesmal das Thema „Kommen und Gehen“ vorgeschlagen. Danach war es einen Moment still gewesen. Weil wir alle daran gedacht haben, dass sie ihren Mann verloren hat, und die Kinder ihren Vater. Er ist viel zu früh an einer schweren Krankheit gestorben. „Kommen und Gehen“, sagt Heike, das ist das Kommen in die Welt und das Gehen aus der Welt. Rima, die aus dem Libanon stammt, pflichtete ihr bei. Sie hat letztes Jahr ihre Schwester verloren. Nach muslimischem Brauch dauere die Trauer aber nur bis zur raschen Beisetzung – und dann – ist das Thema offiziell in der Familie vorbei. Für Rima ist das schwer auszuhalten, so schnell ist für sie die Welt nicht einfach wieder in Ordnung.

Die Menschen „kommen und gehen“, das sagen wir manchmal so dahin. Und merken jetzt, im Gespräch miteinander, wie tief uns diese Wendung betrifft. Gerade in diesem irritierenden Jahr, in dem die Sorge vor Ansteckung mit lebensgefährlichen Viren alle Generationen erfasst hat. Es wird ein intensives Gespräch, über Geborenwerden und Sterben, und darüber, was uns - in der kostbaren Zeit dazwischen - im Leben, festen Halt gibt. Selten waren wir uns in dieser Vorbereitungsrunde so nah, wie bei diesem Thema, im offenen Mitteilen von dem, was wir fühlen.

Unsere religiöse Heimat spielte keine Rolle.. Vielleicht wie damals, als der Apostel Paulus vor einer multireligiösen Zuhörerschaft in Athen, mitten auf dem Markt eine Rede hielt. Ein Satz daraus ist heute das biblische Wort für den Tag: „Gott ist nicht fern von jeder und jedem von uns. In Gott leben, weben und sind wir“.

(Apostelgeschichte 17,27-28).

Dienstag, 1. September 2020

Der Tag in der Kaserne begann morgens um sechs. Der Stabsfeldwebel rauschte durch die Unterkunftsräume von uns Bausoldaten und holte uns aus den Betten. Ich ging zuerst an meinen Spind, um die Zahnbürste und das Handtuch zu holen. Innen an der Spindtür habe ich es dann gesehen, jeden Morgen: das Lesezeichen.

Ein schmaler Streifen von weißem Vlies, oben bedruckt mit einem runden Logo. Darauf ein Mann, der ein Schwert in eine Pflugschar umschmiedet. Ein Abbild einer Plastik des russischen Bildhauers Jewgenij Wutschetitsch. Ein Geschenk der Sowjetunion an die Vereinten Nationen in New York aus dem Jahr 1961. Die Skulptur ist ein Hinweis auf den biblischen Propheten Micha. Seine Vision vom Frieden wird oft zitiert:

„Die Völker werden sagen: Kommt, lasst uns hinauf gehen zum Berg Gottes, dass er uns lehre seine Wege. Er wird unter großen Völkern richten. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen, und sie werden nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“

Viele Jugendliche in Ostdeutschland haben damals das Vlies auf ihre Jacken genäht. Wir spürten, dass die Friedensvision des Micha unsere Unruhe ausdrückte, dass wir wie Micha damals den Aufbruch mitgestalten wollten. Wir setzten auf Versöhnung. Anders als die Großmächte, die damals gerade eine neue atomare Rüstungsphase eingeleitet hatten. Im Herbst 1980 fand in Ostdeutschland die erste Friedensdekade statt. Ihr Motto ist berühmt geworden. Es lautete: „Frieden schaffen ohne Waffen“.

Bis heute wollen viele Menschen den Nachrichten von Krieg und Gewalt etwas entgegensetzen. Einige Gemeinden unterstützen Versöhnungsprojekte. Und manche Leute beten - um Frieden für unsere Welt.

Heute ist der 1. September, der Weltfriedenstag: das Datum erinnert an den Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges. Für mich die Erinnerung daran, dass die Hoffnung auf das Aufeinander zugehen der Völker unruhige Menschen braucht: Leute, die aus den alten Visionen vom Frieden neue Wege herausbuchstabieren. Sie beginnen mit Zuhören. Und münden in das Verstehen. Am Ende gestalten sie eine neue Zeit, die nicht mehr lernt, Krieg zu führen.

Mittwoch, 2. September 2020

In den Gesprächen mit Robert haben wir uns am Anfang immer im Kreis gedreht. Unsere Chorproben konnten wegen Corona nur in kleinen Gruppen, im Freien stattfinden. Aber für den Absacker danach, in der Kneipe, haben wir alle aufeinander gewartet – die Soprane und Altstimmen, die Tenöre und Bässe. Klar waren wir froh, uns wenigstens sehen zu können, und das Singen machte wieder riesige Freude. Und jetzt, in den noch wärmeren Wochen, ist eine Chorprobe draußen, unter freiem Himmel eine tolle Alternative. Wir haben inzwischen unsere eingeübten Chorstücke auch auf der Straße und in Gärten gesungen, in Parks und auf Terrassen von Seniorenheimen.

Robert war das nicht genug. Er wollte angesichts der Corona-Lethargie mehr machen. Die Menschen wollte er aufrütteln, dass sie sich nicht gehen lassen, sondern etwas erfinden, um sich bei den ganzen Einschränkungen von Treffen und Aktivitäten trotzdem fit zu halten. Dass außerdem den ganzen Tag gefühlt nur über die Pandemie geredet wird und darüber, wie schön es früher war ohne Corona, ließ ihm keine Ruhe.

Dann kam ihm die zündende Idee: Er hat aufgerufen zu der Aktion „Joggen mit Andacht“. Robert wollte damit seine beiden Anliegen, Fitness und Denkanstoß, miteinander verbinden. Dieses Gemeinschafts-Projekt „Sport und Spiritualität“ sollte im Weddinger Humboldthain stattfinden. Wenn der Park umrundet sein würde, einmal oder zweimal oder – je nach Kondition sogar dreimal –, meinte Robert, dann könnten sich die Teilnehmenden am Ende noch für ein paar Minuten zusammenfinden. Und sich nicht nur freuen an einem Schluck Wasser und am Verschnaufen, sondern auch einen Moment lauschen: Einem biblischen Gedanken, einem weiterführenden Wort. Denn das war Robert, der über die Corona-Lage immer so viel grübelte, die ganze Zeit wichtig: Er wollte seine Gedanken sortieren. Und den Kopf wieder klarkriegen.

Am ersten Abend sind es immerhin schon zwölf gewesen, wie die Zahl der Apostel! Die Leute joggen, oder fahren mit dem Rad, manche gingen einfach zu Fuß durch den Park, und trafen sich dann wieder zur Andacht unter freiem Himmel an der Kirche. Beim zweiten Mal hatte es sich schon herumgesprochen. „Jogging und Andacht“ gibt es im Berliner Humboldthain jetzt jeden Mittwochabend. Beginn ist immer um 19.15 Uhr, an der Fußgängerbrücke an der Böttgerstraße. Auch heute, am Mittwochabend! Man kann gern dabei sein – Robert würde es freuen!

Donnerstag, 3. September 2020

„Sorge im Herzen bedrückt den Menschen, aber ein freundliches Wort erfreut ihn.“¹ Sofort taucht ein Bild vor mir auf, wenn ich dieses biblische Wort für den heutigen Tag lese. Der Text aus dem 3.000 Jahre alten Buch der Sprüche ruft in mir meine letzte Begegnung mit Gerda wach. Sie ist 97 Jahre alt. In diesem Winter mussten wir sie ins Heim bringen. Nach ein paar Stürzen in ihrer Wohnung und einer längeren Zeit im Krankenhaus kam dieser Tag – als Gerda umgezogen ist in ihr neues Zimmer, im Seniorenheim in unserem Kiez.

Für sie war es bitter. 1943 war sie dort im ersten Stock eingezogen, als Zwanzigjährige. Sie hatte gerade geheiratet, mitten im Krieg. Berlin wurde zerbombt und wieder aufgebaut. Dann wurde die Stadt zerteilt, und heilt inzwischen wieder zusammen. In den vielen Jahrzehnten hatte sie die Menschen in ihrem Haus kommen und gehen gesehen. Kinder wurden geboren, Menschen sind gestorben. Ganze Generationen wechselten in ihrem Treppenaufgang an Gerda vorüber. Viele haben sie als Nachbarin begrüßt, manche haben sie als Freundin in ihr Herz geschlossen. Für alle hatte sie ein gutes Wort, einen verstehenden Blick.

Wir merken, wenn wir sie im Heim besuchen, wie die Jahrzehnte sie gütig gemacht haben. Der ganze Stress der Corona-Zeit macht ihr nichts aus. Wir melden bei der Heimleitung unseren Besuch an, tragen uns ein in die Corona-Liste und lassen uns die Temperatur messen. Dann Maske auf, und versuchen, den Puls wieder ruhig zu bekommen, damit der Atem nicht dauernd die Brillengläser beschlägt.

Ruhig sitzt Gerda in ihrem Rollstuhl und blinzelt in die Sonne. Sehen kann sie kaum noch. Aber sie erkennt meine Stimme und lächelt. Wir sollen es nicht, aber unsere Hände berühren sich. Für mich ist es eine Stunde abgeknappster Zeit im vollen Tag. Für Gerda ist es das lang erwartete Ereignis. Es ist für sie der eine erlaubte Besuch am Tag, für eine Stunde. Sie spricht von den Gräbern. Wer die jetzt gießen wird, in der Trockenheit. Und dass sie das Gefühl hat, schon mehr zu denen zu gehören, die dort auf sie warten, als zu den Lebenden. Am Ende bedankt sie sich, für die Zeit. Ich dachte, ich müsste Gerda trösten. Dabei hat sie mir Mut gemacht. Durch ihre Worte, und durch ihren verschmitzten Blick über die Maske.

¹ Sprüche 12,25

Freitag, 4. September 2020, Ökumenischer Schöpfungstag

Mitten in Berlin, in der Nähe der U-Bahn-Station Bernauer Straße unmittelbar an der ehemaligen Berliner Mauer, wiegen sich Roggenhalme im Wind: Ein Getreidefeld - auf dem ehemaligen Todesfeld. Zeichen des Lebens. Ganz am Anfang der Vision, den Grenzstreifen zum Blühen zu bringen, stand die Aktion „Mauer – Land – Lupine“: Als die Ostberliner Grünen-Aktivistinnen um die Künstlerinnen Anna Lobeck, Peter Schwarzbach und Manfred Butzmann im ersten Revolutionsfrühjahr 1990 mit ihrer Aussaat von Lupine begonnen hatten.

Sie harkten und lockerten mit vielen Unterstützenden den ehemaligen Todesstreifen, der sich damals auf 155 Kilometer an der Mauer entlang erstreckt hatte. Nach einer Fundraising-Kampagne konnten zehn Tonnen Lupinensamen für die Riesen-Aktion herangeschafft werden. Die Idee war Klasse! Doch der Boden in dem einstigen Kolonnenweg war dreißig Jahre lang ausgedörrt. Das meiste haben zuerst die Vögel gefressen. Danach kamen die Wildkaninchen. Den Rest hat der Wind verweht.

Jahre später haben ein paar Aktive in der Versöhnungsgemeinde mit dem Bildhauer und Steinmetz Michael Spengler an der Bernauer Straße die Idee weitergedacht: auf der entlebten Grenz-Erde sollte doch wieder etwas wachsen! Am besten - Getreide. Hier, in Berlins Mitte, wo durch die Namen „Ackerstraße“, „Wiesenstraße“ und „Gartenstraße“ noch die Erinnerung lebt an das 17. und 18. Jahrhundert, mit seinen Feldmarken der Vorstädte.

So ist seit 15 Jahren meine Kirche - die Kapelle der Versöhnung - eingebettet in ein Roggenfeld. Die Kirchengemeinde lebt nicht mehr nur wie seit alters mit dem Kirchenjahr und wie seit der Friedlichen Revolution mit den Jahrestagen der Gedenkanklässe zur Teilungsgeschichte unseres Landes. Sie lebt mit den Jahreszeiten - mit Aussaat und Ernte.

Heute, am Ökumenischen Tag der Schöpfung, sehe ich in unserem Feld nicht nur wieder gewonnene Schönheit der Natur. Es ist auch ein Zeichen für die Verwandlung des Mauerstreifens. Die Gewalt an der Grenze zerstörte viele Leben. Da hat das biblische Vaterunser-Gebet einen besonderen Klang. Darin heißt es in der vierten und fünften Bitte: „Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld“.

Samstag, 5. September 2020

Auf die Nachrichten aus Weißrussland habe ich in den letzten Wochen immer schon gewartet. Ich habe die Zeitung in der Hand gehalten und gemerkt, wie ich kaum von den Fotos loskomme: Tausende demonstrierender Menschen auf den Straßen. Kaum zu glauben, wie sie im zugewandten Gespräch sind, mit Polizisten und Sicherheitskräften. Es sind junge Leute, vor allem mutige Frauen, die auf die Straße gegangen sind. Die Fotos ihrer Freunde und Männer, die in den Gefängnissen sind, halten sie hoch. Die Gewaltlosigkeit des Widerstands und die spürbare innere Kraft der Leute hat für mich eine prophetische Dimension.

Ich muss an diese Sehnsucht nach einem politischen Wandel in Weißrussland denken, wenn ich das biblische Wort lese für den heutigen 5. September, aus dem Propheten Jesaja: „*Gott, du bist der Armen Zuflucht gewesen in der Bedrückung: wie eine Schutzhütte vor Ungewitter, ein Schatten vor der Hitze, und wenn die Tyrannen wüten.*“² Ja, gewütet hat rohe Gewalt in Belarus. Es gab Todesopfer bei den Protesten, ein Demonstrant wurde gezielt erschossen. Während die Regierung in Minsk mit harter Hand die Demonstrationen verunglimpft als vom Ausland gesteuert, denken sich die Protestierenden immer wieder neues aus. Vor der Zentrale des Sicherheitsdienstes in der Hauptstadt spielen sie Federball, in weißen Kleidern. Das berührt mich.

Die Kirchen laden zu Gottesdiensten ein, um für ein Ende der Gewalt zu beten. Der katholische Erzbischof von Minsk zitiert Christus, der gelehrt habe, dass nur die Wahrheit die Menschen frei macht. Dem Theologen ging es darum, dass die Wahrheit über die echten Ergebnisse der Wahl ans Tageslicht kommen sollte. Ich habe es selber erlebt, beim Umbruch in unserem Land genau vor drei Jahrzehnten, wieviel Kraft uns in den ostdeutschen Kirchen ein Gebet gegeben hat. Wie uns das Vertrauen auf die alten Prophetenworte den Rücken gestärkt hat, und wir rufen konnten ohne Aufzuhören: „Keine Gewalt“. Wenn wir dann aus den Kirchen heraus gingen auf die Straße, um zu demonstrieren, dass wir den Wandel wollten. Ich ahne, dass das Prophetenwort nicht veraltet: *Gott, du bist Zuflucht in der Bedrückung: wie eine Schutzhütte vor Ungewitter, ein Schatten vor der Hitze, und wenn die Tyrannen wüten.*

² Jesaja 25,4